

Leben mit der „angstbesetzten Krankheit“

Experten und Angehörige diskutieren bei Fachtag über den Umgang mit Demenzerkrankungen

Von Katrin Fehr

Ingolstadt (DK) In Deutschland leben mehr als 1,4 Millionen Menschen mit Demenz. Bis 2050 werden es doppelt so viele sein. Eine Heilung gibt es nicht, aber Mittel und Wege, den Verlauf von Demenz zu verlangsamen. Auch das war Thema beim Fachtag der Ingenium-Stiftung und der Alzheimer-Gesellschaft.

Anke Manthey, Vorsitzende der Alzheimer-Gesellschaft Ingolstadt, setzt auf eine Früherkennung und rief beim 8. Symposium im Rudolf-Koller-Saal der VHS dazu auf, die „angstbesetzte Krankheit“ anzunehmen und nicht zu verdrängen. „Auch mit Demenz ist Lebensqualität und Lebensgefühl spürbar.“ Sieben Fachleute referierten am Samstag über Prävention, über bewusste und gesunde Lebensweise, über Alternativen zu Arzneimitteln oder über den neuesten Stand der Forschung. Antworten auf ihre Fragen bekamen jedoch auch die zahlreichen Angehörigen im Saal.

Manche Anliegen waren überraschend, auch für die Referenten. Etwa die, ob man mit den Medikamenten das Budget eines Arztes „zu sehr belastet“. Professor Alexander Kurz vom Klinikum rechts der Isar reagierte souverän: „Das ist sehr freundlich von Ihnen, aber nicht notwendig.“ Im Gegenteil: „Stellen Sie Ihre Ansprüche.“

Aufgebracht war eine Frau, deren Mutter nach einem Klinikaufenthalt Symptome einer Demenz zeigte. Kurz erklärte: „Eines ist sicher. Stress, wie er im Krankenhaus erlebt werden kann, maskiert die Krankheit.“ Ein Thema, das auch Winfried Teschauer schon lange beschäftigt. Der promovierte Neurobiologe und stellvertretende Vorsitzende der Ingenium-Stiftung forderte von den Kliniken, sensibler und umfassender auf Demenzkranke einzugehen. „Das setzt voraus, dass das Personal ausreichend geschult wird.“ Der wesentlich höhere Betreuungsaufwand sei auch eine Frage der Kosten. „In der Pflicht sind die Geschäftsführer und die Kassen.“

Von einer Gesamtverantwortung hatte bereits Wolfgang Scheuer, Sozialreferent der Stadt, gesprochen. Demenz sei eine soziale und wirtschaftliche Herausforderung für die Gesellschaft. „Hier sind nicht nur Worte, sondern Taten gefragt.“



Für Fachleute und Angehörige: Mathilde Greil, Vorsitzende der Ingenium-Stiftung, eröffnete am Samstag das 8. Symposium der Stiftung und der Alzheimer-Gesellschaft. Sieben Referenten informierten über Prävention und den neuen Forschungsstand zu der Krankheit. Foto: Rössle

„Es geht um die Würde des Patienten“

Mathilde Greil, Vorsitzende der Ingenium-Stiftung, fordert mehr Verständnis und Schulungen

Ingolstadt (DK) Unermüdlich setzt sich Mathilde Greil für die Belange von Demenzkranken ein. Mit der 74-jährigen Vorsitzenden der von ihr gegründeten Ingenium-Stiftung hat sich unsere Redakteurin Katrin Fehr am Rande der Fachtagung über Verständnis für Demenzkranke, Schulungen und Menschenwürde unterhalten.

Über Demenz und Alzheimer wird viel informiert. Woran fehlt es dennoch?

Mathilde Greil: Am Verständnis. Deswegen haben wir jetzt auch einen Button entworfen. Man muss mit älteren verwirrten Menschen anders umgehen. Da muss man in Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen, aber auch in städtischen Ämtern informieren und schulen. Es muss ja auch nicht immer eine Demenz sein, sondern eine Verlangsamung, auf die man eingehen muss.

Die Angst vor der Krankheit ist groß und der Umgang mit ihr eine Herausforderung.

Greil: Die Scheu ist riesengroß, wenn sich die Menschen nicht mehr trauen, ins Restaurant, ins Konzert oder ins Theater zu gehen. Dabei ist es so wichtig, dass die Menschen am Leben teilhaben. Auch wenn man in der Pause geht, falls es zu viel wird. Auch weiterhin in die Kirche zu gehen ist für einen religiösen Menschen wichtig. Ich bin mit meinem Mann immer in der ersten Bank gesessen. Hinten wäre es ihm zu langweilig gewesen, weil es eben zu viel Ablenkung gegeben hätte. Man muss die Krankheit und die Folgen ins Leben einbauen.

Sie haben selbst erlebt, dass aus einer scheinbar normalen Vergesslichkeit die Diagnose Alzheimer wurde, und haben den geistigen und körperlichen Verlauf eines geliebten Menschen

erlebt. Was können Sie aus dieser Erfahrung Angehörigen auf den Weg mitgeben?

Greil: Die Angehörigen sollen sich nicht verstecken. Wichtig ist es, Kinder, Familie und Freunde um Hilfe zu bitten, die Unterstützung in Anspruch zu nehmen, damit man selbst möglichst lange zu Hause pflegen kann. Das geht aber nur, wenn man als Angehörige auch an sich denkt und auf sich achtet. Letztlich muss man aber auch wissen, wann man loslassen muss und wann man den Angehörigen in eine Wohngemeinschaft oder in ein Betreutes Wohnen gibt.

Worauf sollte man bei der Entscheidung für eine Einrichtung achten?

Greil: Man soll sich die Heime ganz genau anschauen, dabei nicht nur die Architektur berücksichtigen. Ganz wichtig ist die Betreuung.

Wie kann man sich informieren?

Greil: Man kann die Bewohner, die Angehörigen, die Pflegenden fragen und Tage der offenen Tür nutzen. Wir dürfen ja keine Empfehlungen geben, wir müssen neutral sein.

Ein Tagungsbesucher berichtet, dass nicht nur Angehörige, sondern auch das Pflegepersonal in Krankenhäusern überfordert ist. Was muss man ändern?

Greil: Dieser Meinung stimme ich nicht ganz zu. Das Personal ist schlecht geschult und deswegen überfordert. Auch hier haben wir Projekte, zusammen mit Arbeitsamt, dem Bildungswerk der bayerischen Wirtschaft, dem Klinikum initiiert. Es geht aber auch um Busfahrer, Polizisten, Angestellte von der Sparkasse. Mir ist es persönlich sehr wichtig, dass man um die Umgangsregeln weiß. Weil es um die Würde des Patienten, um Menschenwürde geht.